

26]

Jakob der Letzte.

Eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen.

Von Peter Rosegger.

Jakob besucht seine Kinder.

Die jungen Pächtersleute in der Gemeinau hatten ein Kind bekommen. Als ob das Töchterlein mit großer Absicht keine geborene Altenmooserin sein wollte, war es gerade drei Tage nach der Auswanderung ans Licht der Welt gegangen. In der Gemeinau, wo weit und breit kein Waldbaum stand, schien dieses Licht der Welt auch viel heller und wärmer, als in den Waldschatten der Sandach.

Die Angerl schrieb dem Vater Jakob, er möchte kommen und seine kleine Enkelin ansehen. „Ist er nur erst einmal da,“ sagte sie zu ihrem Florian, „dann wollen wir es ihm hier so lieb und gut machen, daß er auf sein Altenmoos vergessen soll.“

„Dazu wirst Du ein großes Glück von Nöthen haben,“ sagte der Florian.

„Wenn ich's auch nicht so auslegen kann, wie gern wir ihn haben, so meine ich doch, er müßt' es verspüren, wie man beim Ofen die Wärme verspürt, ohne daß man Feuer zu sehen braucht.“

Der Florian schaute seinem Weib ins Auge und war stolz darauf, daß sie so feine und geschickte Gedanken hatte. „Wenn die kleine Mirl auch so wird!“

„Die wird noch geschickter,“ sagte sie, „in der ist auch Deine Geschicktheit dabei. Die wird erst einen Buckellorb haben müssen, daß sie ihren Verstand ertragen kann.“

So neckten sich die beiden.

Dann richteten sie dem Vater Jakob das gute Stübel ein und sie selbst zogen mit dem Kinde in die Nebenkammer. Sie ordneten alles so an, wie sie wußten, daß es der Vater gewohnt war, nur daß sie es viel feiner und behaglicher zu machen wußten, als es im Reuthofe je gewesen.

Der Jakob machte sich im nächsten Frühjahr denn auch wirklich auf und reiste nach der Gemeinau. Als er in das weite Thal hinaus kam, wunderte er sich, wie da alles schon so schön sommerlich war, während in Altenmoos noch überall der Schnee lag, der schmutzige, mit Fichtennadeln und Zapfenschuppen durchsetzte Schnee. Auf den schlechten Wegen waren noch die Eiskrusten oder rann das trübe Wasser. Hier im Thale der Gemeinau lagen die Straßen blendend weiß und trocken, und der Maiwind säfchelte Staub empor. Auf den Feldern grünte die junge Saat, Apfelbäume blühten und auf den Wiesenrainen schnitten die Häuslerinnen schon junges Futter.

Der Jakob freute sich an der schönen Welt und gönnte es den Leuten der Gemeinau, daß sie eine solche Heimath hatten. Das Haus seiner Kinder war schwer zu ertragen. Ueberall stattliche Gehöfte, überall vielwissende Leute, aber von den aus dem Gebirge Eingewanderten wollte keiner gehört haben. Endlich erinnerte sich ein Weib, daß im Steinhäusel seit einem Jahre fremde Pächtersleute hauseten. Man sehe sie fast nie, sie wären immer daheim auf dem Anwesen und sehr fleißig, aber sie verstünden nicht recht zu wirthschaften, sie machten alles so, wie sie es im Gebirge, aus dem sie gekommen, gemacht hätten, und das tauge hier nicht und sie würden tüchtig zu thun haben, um sich aufrecht zu halten.

Draußen hinter dem Dorfe war ein dürrer steiniger Büchel, fast der einzige Steingrund in diesem fruchtbaren Thale. Und dahinter duckte sich das Häusel, in welchem die Altenmoosleute lebten. Ein alter halbverdorrt Birnbaum ragte mit seinen starren Besen über den Dachgiebel auf, abseits war noch einiges Buschwerk und dann lagen die Aeckerlein, auf deren fahlen Erdgründe das Korn emporsproßte in röthlichen Spizen. Das Häusel war viel kleiner, als der Jakob nach dem breiten, zu allen Seiten weit hinausstehenden Strohdach vermuthet hatte, aber um dasselbe war Brennholz und Geräthe in guter Ordnung geschichtet und gerichtet. Die Angerl war vor der Hausthüre eben damit beschäftigt, weißen Federflaum auf ein Brett zu streuen und in der Sonne zu lockern.

„Schau, schau, was in der Gemeinau die Schafe für eine

feine Wolle geben!“ Mit diesen Worten trat der Jakob vor und begrüßte seine Tochter.

Diese sprang ihm mit einem Freudenschrei an den Hals. So heftig war sie ihn in Altenmoos nie angesprungen. „Ja,“ lachte sie hernach, „das ist aber keine Schafwolle, das sind Bettfedern.“

„So, Bettfedern! Hoch hinaus! Gefrent mich, daß Euch schon die Federn wachsen. Hoch hinaus!“

„Ist nicht so vornehm, wie es aussehant,“ sagte die Angerl. „Fliegen thun wir noch alleweil nicht. Nein, wirkliche Federn, so weit haben wir es noch nicht gebracht, beileib nicht. Das da ist nur der weiße Flaum, der im Herbst auf den Disteln wächst. Disteln haben wir genug auf unserm Grund, so nutzen wir sie und habe ich im vorigen Herbst den Flaum gesammelt, man liegt just so gut darauf, wie auf Federn. — Aber Vater, so kommt doch in die Stube, ihr müßt ja die kleine Mirl anschauen. — Mirl! Mirl!“ rief sie in die Stube voraus, „der Aehndl (Großvater) kommt! der Aehndl ist da!“

Das kleine Mädchen hockte im Nest, guckte mit seinen blauen Auglein ein wenig befremdet auf den großen Mann, der jetzt eintrat, den es im Leben nie gesehen hatte, von dem jetzt so viel Aufsehens war und dem es gar das Händel und einen Kuß geben sollte!

Ganz dem Friedel seine Augen hat sie,“ sagte Jakob mit Befriedigung, „und das ist brav von Euch, daß Ihr der Kleinen den Namen von der Großmutter gegeben habt. Nur solltet Ihr aus dem schönen Namen Maria nicht das Mirl machen.“

„Mirl!“ rief die Angerl lachend, „gefällt Euch das nicht! Da in der Gemeinau ist es halt so der Brauch und jede Maria heißen sie Mirl.“

„Nun ja,“ murmelte der Jakob halb für sich hin, „wenn's so der Brauch ist in der Gemeinau, nachher ist's freilich was anderes.“

„Ich will sie Euch zu Lieb' aber gerne Maria heißen,“ sagte die Angerl. „Was ich doch kindisch bin! Da schmagen und Ihr habt nichts Warmes im Magen. — Zuerst muß ich noch den Florian rufen, der thut auf dem Felde draußen Steine graben.“

„Steine graben!“ sagte der Jakob, „auch hier müßet Ihr reuten!“

Sie war schon fort und er saß im Stübel allein bei seiner Enkelin. Da wurde ihm ganz warm ums Herz. Und als er das weiche Händchen festhielt und als ihn das schöne blondlockige Kind so klug und treuherzig anblickte, da war ihm schier, als wäre er nach langem Irren in der Fremde heimgekommen.

So blieb der Jakob nun ein Weilschen im Steinhäusel. Am ersten Tage that er nichts, als mit der kleinen Maria spielen und scherzen und in der kleinen Wirthschaft des Schwiegersohnes sowie im Dorfe herumgehen. Da sah er allerhand Neues. Manches gefiel ihm nicht übel, aber zu dem meisten schüttelte er den Kopf. — „Biel Schale und wenig Kern!“ sagte er. Am zweiten Tage that er sich nach einer Beschäftigung um, aber es gab nichts Rechtes und die Werkzeuge waren ihm unhandlich. Der Florian ging ins Tagwerk aus, das war sein Haupterwerb und er mußte bisweilen viel herumfragen, bis er Tagwerk fand. „Ist auch wieder was Neues,“ bemerkte der Jakob einmal, „zu Altenmoos betteln arme Leute bloß ums Essen, dahier auch um Arbeit.“

Die Kost, welche die Angerl ihrem Vater vorsetzte, wollte ihm nicht recht schmecken. Gut war sie freilich und mit Fleiß gekocht; sogar Kaffee, Butter und Honig gab's. Aber der Jakob dachte bei jedem Bissen daran, daß er um theures Geld gekauft werden müsse, und ein richtiger Gebirgsbauer sieht in solcher Gebahrung den Untergang, selbst wenn die gekaufte Kost mit den Einnahmen im Verhältniß stünde.

An seiner Tochter sah er jetzt eine Art Leichtsinns, den er daheim nicht an ihr bemerkt hatte. Nur heiter sein und den Tag loben, es wird sich schon geben. Nicht beständig das Leben sich mit Sorgen und Grämen verkümmern. Klopft die Noth an und man macht nicht auf, so geht sie wieder vorüber. — Das war so das Denken der Angerl. Dem Jakob gefiel das durchaus nicht. Die Weltleute trösteten sich alle ähnlich, bevor

sie zu grunde gehen. — Je besser sie es mit ihm meinte, je aufmerksamer sie ihn betreute und bediente, desto unbehaglicher ward ihm.

Eines Tages fragte die Angerl ihren Vater, ob er nicht in Egypten einen Bekannten habe.

„Wieso denn in Egypten?“ fragte er.

„Es ist keine müßige Frage,“ sagte die Angerl.

„In Egypten einen Bekannten? Wüßte keinen, es wäre denn der ägyptische Josef aus der Bibel.“

Nun erzählte sie ihm, daß vor kurzem ein Kapuziner mit einer Schmalz-Sammelbüchse in der Gemeinam umgegangen. Derselbe sei auch in das Steinhäusel gekommen, habe anfangs einen schönen Spruch aufgesagt, sich dann zum Tisch gesetzt und von einer weiten Reise erzählt, die er vor einem Jahr ins heilige Land gemacht. Hernach habe es die Rede gegeben, daß sie, die Angerl, eine Altemmooserin thäte sein und hierauf habe der Vater erzählt, daß er auf dem Rothen Meer — das sei genau dasselbe, auf welchem die Soldaten des Pharao ertrunken — mit einem Seemann bekannt geworden wäre. Der sei so wild und braun gewesen, wie ein Mohr aus dem Egyptenland, habe aber deutsch geredet. Der Mensch habe von Sandeben gesprochen, sogar von Altemmoos gemußt und sich erkundigt nach dem Jakob Steintreter und seinen Leuten. Er habe alle bei ihren Namen genannt, aber nichts weiter gesagt. Ob er — fragte die Angerl den Vater — sich nicht denken könne, wer dieser Mensch gewesen sei?

Ins Egyptenland, so weit könne er nicht denken, wenn er nicht die heilige Schrift vor sich habe, antwortete der Jakob, es sei wahrscheinlich einer der Auswanderer gewesen, die sich in der ganzen Welt zerstreut hätten und vor lauter Grimm und Aerger über ihr Mißgeschick allerlei Farben bekämen.

Solch sachtet Zueinanderweben von Heimath und Fremde war dem Jakob unheimlich. Und das Nichtsthun machte ihn allmählig ganz müde und verdrießlich. Einmal nahm er den Spaten und ging an den Feldrain, um Steine auszugraben, es war aber keiner mehr drin. Dann ging er hinauf an den Büchel und hub dort an, Steine zu lockern. Es wird nicht schaden, wenn man den Büchel reutet, dachte er, wie sich's heute zeigt, haben sie in etlichen Jahren eine Stube voll Kinder, da werden sie wohl neue Aeder brauchen. Aber je mehr Steine der Jakob ausgrub, desto mehr waren noch drin. Und endlich kam der Eigenthümer des Anwesens herbeigeklimmt, der fragte den Jakob barsch, was er da mache! Er lasse auf seinem Boden nicht herumwühlen.

„Ihr solltet ja froh sein, wenn man Euch den Boden fruchtbar macht,“ wendete der Jakob ein.

„Froh sein!“ lachte der Eigenthümer schrill auf, „das auch noch! Und sich recht schön bedanken bei den Herren Gebirgsbocken, daß sie zu uns herabkommen. Schön bedanken dafür, daß sie uns mit ihrer vorweltlichen Bergwirthschaft die Felder verderben und die Pacht schuldig bleiben schon im ersten Jahr. Ja wohl, ich bedank' mich schon für solche Leut'!“

„Jetzt ist von nichts als von den Steinen zu reden, die ich Euch aus dem Grund gegraben habe,“ sagte der Jakob.

„Ich will sie wieder drin haben!“ schrie der Eigenthümer. „Nächste Woche kommen die Grundausmesser und da braucht man unfruchtbaren Boden.“

„Ich verstehe schon,“ sagte der Jakob, „es ist eine schöne Wirthschaft. Es ist eine schöne Wirthschaft.“

Von diesem Tage an wollte es ihn gar nicht mehr freuen in der Gemeinam. Auch sagte er, es sei ihm die Lust zu schwül, er habe immer die Empfindung, als liege ein Gewitter im Himmel. Daß die Leute hier anders gekleidet waren und anders wohnten als in Altemmoos, daß sie im Sprechen viele Worte anders betonten, das war ihm gleich anfangs aufgefallen. Jetzt hub derlei nachgerade an, in ihm ein Gefühl des Efels zu erregen, und an den lauen Abenden, wenn die Mairofen dufsteten und die Nachtigall schlug, da wurde ihm übel. Niedergeschlagen, erschöpft und krank war er an manchem Tage.

Und als der Frühling so seine ganze Herrlichkeit entfaltet hatte, ja hochsommerlich geworden war im Thale, da sagte der Jakob zu seiner Tochter: „Jetzt wird wohl auch zu Altemmoos der Auswärts gekommen sein. Jetzt will ich halt in Gottesnamen wieder heimgehen und Korn und Erdäpfel und Kobl anbauen.“

Sie wollte ihn schon fragen, ob er sich's denn nicht überlegt hätte? Ob es ihm nicht in dem schönen Thale besser gefalle als im Hintergebirge? Ob ihm die guten Wege und

Stege hier nicht recht wären? Und das Stübel mit der kleinen Maria! Und anderes, was bequemer und besser wäre, als im Gebirg. Aber der Vater kam ihr zuvor und sagte: „Ehe ich wieder fortgeh, Angerl, hätte ich noch gern ein Wörtel mit Dir geredet. Mit Dir und Deinem Mann. Ich muß mich tausendmal bedanken für alles Gute, was ich bei Euch genossen habe. Und was mich am allermeisten gefreut, daß Ihr so glücklich und zufrieden miteinander lebt. Ihr seid brave, fleißige Leut' und thut's mir deswegen um so weher.“

Ob er etwas auf dem Herzen habe? fragte sie ihn.

Da rückte er heraus und sagte: „Ich möcht' Euch nicht beleidigen, nichts weniger als das, aber ich sag's aufrichtig und muß es sagen: Eure Wirthschaft da, die gefällt mir gar nicht. Ja freilich ist es schön und lustig in der Gemeinam, wer hier heimgesessen ist und einen eigenen Hof hat. Aber wie Ihr da lebt, das taugt nicht. So lange Dein Mann noch als Tagelöhner Erwerb findet und tüchtig arbeiten kann, so lange Ihr alle gesund seid, mag's zur Noth noch gehen. Sobald aber das geringste Mißgeschick kommt — und es bleibt nicht aus, es kommt! — seid Ihr Bettelleute. Dann wird's heißen: Nach Altemmoos! Und in Altemmoos wird's heißen: Bei uns ist nichts mehr. Ja, so lange sie gesund und stark gewesen, haben sie von daheim nichts wissen wollen, haben es fürnehm gegeben, haben seidenes Gewand getragen und Kaffee getrunken. Jetzt als Bettelleute sind sie da, jetzt wissen sie die Heimath zu finden. — Nein, Kinder, solches wollt' ich mir nicht nachsagen lassen, da wollt' ich mich beizeiten besinnen und hausen und bauen daheim und mich von niemand knechten und spotten lassen. Schau, Angerl, ich meine, noch thät's bei Euch früh genug sein. Pacht Eure Sachen zusammen — heißt das die kleine Maria und die Wiege, sonst habt Ihr ohnehin nichts — und kommt mit mir auf den Reuthof. Seid klug und kommt. Wir werden uns gut miteinander vertragen, ich bin ja nicht rechthaberisch, Ihr sollt Herr sein, auch Deinen Kaffee sollst haben, Angerl; es steht noch nicht so schlecht daheim. Meine Kinder, ich möcht' Euch um mich haben. Kommt mit!“

Die Angerl fand anfangs auf solche Vorstellungen keine Antwort. Endlich fuhr sie sich mit der flachen Hand über das Gesicht und sagte: „Es ist halt gar so traurig, Vater! Ihr tränkt Euch um uns und wir tränken uns um Euch. Wir möchten gern beieinander leben und werden doch zur Zeit, wo wir uns beistehen sollten, weit auseinander sein und verlassen sterben müssen.“

„An mir ist die Schuld nicht,“ sagte er und seine Stimme war heiser. „Ich bin verblieben, wo mich Gott hat hingeseht.“

Einen Tag später nahm er im Steinhäusel Abschied. Der kleinen Maria steckte er einen alten doppelten Silberthaler hinter das Busentüchlein, weiter machte er nicht viel Worte und Zärtlichkeit. Dem Florian sagte er noch: „Wenn ich weiß und gewiß weiß, es ist Euch recht so, wie es ist und wie es kommen wird, so will ich mir auch nichts mehr draus machen. Haltet Euch in Ehren, das ist die Hauptsache.“

Mit diesen Worten hat er sich abgewendet und ist davongegangen.

Heim! Heim! Schon soust, wenn er des Morgens von Altemmoos nach Sandeben gegangen, lehrte er am Nachmittage mit einer Freude und Sehnsucht heim, als wäre er jahrelang in der Fremde gewesen. Um wie viel mehr erst an diesem Tage! Als ob er daheim alles noch so fände, wie früher . . .

Unterwegs gegen das Gebirge traf der Jakob mit dem Staudenhuber zusammen. Der Staudenhuber, das war ein Viehhändler, als solcher überall und auch zu Altemmoos bekannt. Der Jakob kannte ihn als Ehrenmann, nur daß man sich bei einem Handel hüten müsse vor seiner Piffigkeit. Nun das gehört zum Geschäft. Ein Schelm, der beim Viehhandel nicht Spizhub' ist! geht das Sprichwort. Der Viehhändler hat auf seinen Vortheil zu schauen. Daß sein Vortheil des anderen Nachtheil ist, wer kann dafür? — Der Staudenhuber hatte ein rothes rundes Gesicht, das immer lächelte; ein solches Gesicht soll jeder Viehhändler haben, es trägt Geld ein.

Die beiden Männer gingen eine Strecke lang miteinander und plauderten über allerlei. Begonnen hatte das Gespräch der Staudenhuber mit dem Ausdruck der Befriedigung über das schöne Wetter und wie das eine gute Kornerte verspreche. Aber ein Viehhändler wird nicht lange beim Wetter und Korn

verweilen, bald sprang er über auf das Vieh, und für das braucht er freilich auch schönes Wetter, beständig trockenes Wetter, Dürre, welche die Viehpreise allemal niederdrückt und sein Geschäft hebt. Er fragte, wer etwa zu Altenmoos junge Zugochsen stehen habe, oder saubere Kalben?

(Fortsetzung folgt.)

Die neue Universität und Hochschule von Brüssel.

Brüssel, Anfang März 1897.

Wir können die Aufmerksamkeit unserer Freunde im Auslande nicht genug auf die neue Universität und Hochschule in Brüssel lenken. Vor zwei Jahren wurde sie für alle diejenigen gegründet, welche der Ansicht sind, daß unsere höheren Lehranstalten die erzieherische Rolle nicht erfüllen, die ihr Hauptzweck und ihre schönste soziale Bestimmung ist. Die alten Lehranstalten bilden Spezialisten und auch manchmal Gelehrte, aber keine Männer, keine Menschen; denn diejenigen, welche heute unterrichten, sind keine Männer, es sind Gelehrte, die anstatt die höchsten sozialen Tugenden zu besitzen, sich im Gegenteil nur zu oft durch Dünkel und Selbstüberhebung auszeichnen; sich von der Welt abschließen, die sie umgibt, und sich nur mit ihrer Spezialität und um dieser selbst willen beschäftigen. Das homo sum — ich bin ein Mensch — des römischen Dichters ist für sie ein todter Buchstabe; sie ziehen jene störrische, egoistische Generation heran, die jedes Ideals bar ist und heutzutage jeden höheren Aufschwung niederhält. Die geistige Bewegung, welche die ökonomisch-politische Bewegung der Arbeiterpartei Belgiens begleitet, hat dieses neue Werk ins Leben gerufen, dessen Ziel es ist, „Menschen heranzubilden, die ganz von der menschlichen Größe und Würde durchdrungen sind“, wie einer unserer Professoren bei der Eröffnungssitzung der Universität sagte: „Menschen, die mit allen ihren Sibern, mit all ihrem Denken, mit all ihren Herzensempfindungen fühlen, welche enge Bande sie mit der ganzen Menschheit verbinden — Menschen, die jene Energie und Lebensfreudigkeit besitzen, welche zum Handeln führt — Menschen, geschickt mit der Hand wie mit dem Kopf, bewaffnet mit allen Hilfsmitteln der Wissenschaft, um ihr Handeln zu leiten und voller Begeisterung und Verständnis für die Kunst, die das Leben veredelt. Und das Werk, welches mit so vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, aber auch mit der nötigen Thatkraft eingerichtet ward, hat schon weit mehr Erfolg gehabt, als wir zu hoffen gewagt hatten. Gegnerschaft jeglicher Art hat ihm nicht geschadet, und heute, wo reife Frucht die Anstrengungen und die Pingobr' belohnt, fleischen unsere Feinde in ohnmächtiger Wuth die Zähne und verdoppeln ihre niedrigen Angriffe. Um so besser! Ihre Wuth zeigt, daß sie sich getroffen fühlen.“

Die Universität umfaßt zwei Sektionen, zuerst die der vier Fakultäten. Philosophie, Jurisprudenz, Wissenschaften, (Physik, Mathematik etc.) und Medizin, deren Gesamtheit das ausmacht, was das belgische Gesetz „Universität“ nennt, und von denen jede die Zahl und die Art der Kurse einschließt, die das Gesetz verlangt, damit die Diplome welche am Ende des Jahres nach dem Examen ausgetheilt werden, gesetzlichen Werth haben und zu den verschiedenen durch das Gesetz anerkannten Berufsdiplomen führen: wie den Doktordiplomen der Philosophie, der Rechte, der Medizin und der Wissenschaften.

Von der Ansicht ausgehend, daß der obligatorisch ertheilte Unterricht in den Fakultäten bei weitem nicht ausreicht, um, was wir einen Menschen nennen, zu bilden, hat man neben der Universität mit den vier Fakultäten noch die Hochschule, oder wie es genauer heißt: das Institut der hohen Wissenschaften geschaffen, in dem die verschiedensten Unterrichtsfächer gelehrt werden. Und wir können sagen, daß unser Institut auf dem Wege ist, sich zu einer internationalen Universität zu entwickeln. Sowohl mit bezug auf die Zuhörer wie mit bezug auf die Professoren wird das Institut ein internationaler Zusammenkunftsort sein. Unter den 100 Zuhörern, die sich im Laufe des letzten Jahres eingeschrieben, waren alle Nationalitäten vertreten, und die Gesamtheit der Professoren des neu beginnenden Jahres weist berühmte Namen aus ganz Europa auf. Es lesen:

Max Nordau: Psychologie und Soziologie der Kunst.

Petrucchi: Positive Aesthetik.

Gumpłowicz: Streifzüge durch die neue deutsche Dichtkunst.

De Roberty: Die Moral.

Larde: Die soziale Bedeutung des friedlichen Wettbewerbs und des Krieges.

Nowikow: Die Grundzüge der politischen Oekonomie.

Kowaleky: Entwicklung der ökonomischen Verhältnisse.

G. Ferri: Strafrechtliche Soziologie.

P. Wasjardins: Die Größe der Zeit.

Elisée Reclus: Geographie: Iran, Turan, Kaukasus und Mesopotamien.

Elie Reclus: Entwicklung der Religionen.

Roorda: Mathematische und physische Wissenschaften.

Lazare: Die ökonomische Geschichte der Juden des Occidents seit ihrer Zerstreuung.

Galiment: Ägyptologischer Kursus.

Ich nenne hierbei nicht die Namen der Belgier, die noch zu

diesem prächtigen Ensemble gehören. Nur die Kurskurse will ich noch erwähnen, weil die Gründer der Universität durch sie das ganze Gewicht, das sie auf diese, bis jetzt in der Erziehung vernachlässigte Seite legen, bewiesen wollen.

Edmond Picard u. Verhaeren: Die Geschichte der Kunst.

Edm. Picard: Die Erneuerung des Theaters.

Schoud: Das englische Theater und die Zeit Shakespeares.

Janlar: Geschichte der Baukunst.

Ruffrath: Geschichte der Musik.

Desfrée: Die ersten italienischen Maler.

Vanderwilde: Die industriellen und ornamentalen Künste. — Das Buch.

Das ist's, was wir nach zwei Jahren zu stande bringen konnten. Ist es nicht ein sicheres Unterpfand für eine herrliche Zukunft? Dürfen wir alle uns nicht freuen, daß in Brüssel, der Stadt, die unter allen Städten Europa's sich am besten zu einem internationalen Sammelpunkt eignet, ein Werk zu stande kommt, an welchem Kräfte aus der ganzen Welt mitarbeiten, und welches das großartigste der Gegenwart werden kann, wenn die Freunde aller Nationen ihm ihre Mitwirkung gewähren wollen?

Möchten doch alle Freunde des Schönen und Guten darauf bedacht sein, das gute Werk zu fördern und die Bemühungen der Gründer zu unterstützen.

Dr. Emile Biné.

N. B. Die Verwaltung der Universität beschäftigt sich gegenwärtig mit der Gründung einer Universitäts-Halle, entsprechend den University Halls in England und besonders der Halle, die Professor Geddes in Edinburg gegründet hat. Es wäre dies ein Haus, in dem Studenten und Professoren wohnen und ihren ganzen Unterhalt haben können. Die Ausstattung müßte mit allem nötigen Komfort bei wünschenswerther Sparsamkeit erfolgen, und ein geräumiger Saal für das tägliche gemeinsame Leben müßte eingerichtet werden; in diesem Saale könnten gesellige Abende für alle Freunde der Universität stattfinden.

Dem Bericht unseres Genossen Biné will ich ein paar Worte hinzufügen.

Die freie Brüsseler Universität verdankt, wie wohl alles Freie auf Erden, ihren Ursprung der Unterdrückung. Die Mehrheit der Professoren der alten, staatlichen Universität Brüssel wollten es Elisée Reclus, dem vorher ein Lehrkursus angeboten worden war, nach der letzten Anarchistenhaft in Frankreich nicht mehr erlauben, weitere Vorlesungen an der Universität zu halten. Dieser Akt roher Intoleranz erbitterte den Rektor der Universität, unseren trefflichen Genossen Hector Denis — jetzt sozialistisches Kammermitglied — dermaßen, daß er das Rektorat niederlegte und die Gründung der „freien Universität und Hochschule“ in die Hand nahm.

Wie das Werk gediehen ist, sieht der Leser aus vorliegendem Artikel, der keine Uebertreibungen enthält. Natürlich ist das Unternehmen erst in dem Anfangsstadium, allein es entwickelt sich so rasch und es hat solche Kräfte zur Verfügung, daß an dem vollen Gelingen kein Zweifel ist.

Als ich vorigen Sommer im Juli auf der Reise nach Bille und London mit Singer und Fischer nach Brüssel kam, wurden wir von den dortigen Freunden auch in die freie Universität geführt. Es ist kein sehr großer, aber vorläufig ausreichender und durchaus solider Bau, welcher der Anstalt dauernd gesichert ist. Die freie Universität ist, wie oben mitgetheilt, vom Staat anerkannt, und von seiten des Staates Belgien wie der Stadt Brüssel werden keine Hindernisse in den Weg gelegt — eine Thatsache, die uns recht beschämend die kleinliche Misere des deutschen Vaterlands ins Gedächtniß rief.

Und nun schließe ich mit einem Gut Glück der freien Universität von Brüssel!

Vivat, floreat, crescat! Sie lebe, blühe, wachse!

Berlin, 8. März 1897. W. Liebknecht.

Kleines Heuiletton.

— **Spitter.** Die politischen Amphibien empfinden, wenn ihnen die Haut abgezogen wird, höchstens eine angenehme Kühle. Daher ihr wiederholter Häutungsprozeß. — Friedrich Stolze.

— Deutschland hat die Buchdruckerkunst erfunden und — bald darauf (1486) die erste Zensur. — Theodor Mundt.

— Man muß seine Gedanken auf Eis legen, wenn man sich in die Hitze des Streites begeben will. — Riehse.

— Die Kirche ist der sichtbare Ausdruck des bösen Gewissens des Staates. — F. Th. Vischer.

— Moralkasuisische Zweifelsfrage. Ist es für ein streng sittliches Gemüth nicht verlegend, Männer- und Frauenwäsche gemeinschaftlich zum Trocknen aufgehängt zu sehen? — W.

— **Blumenluzus.** Der amerikanische Millionär W. B. Astor bezahlte unlängst einem englischen Rosenzüchter für einen einzigen Rosenstoc von einer ganz besonderen Varietät 6000 Dollars (24 000 M.) Die Orchideensammlung der Kaiserin Friedrich repräsentirt einen Werth von mehr als einer halben Million Mark; die des englischen Staatsmannes Chamberlain den Werth von 3—400 000 M. Der Erzherzog Joseph von Oesterreich hat Blumen im Werthe von 800 000 M.; und die Rosensammlung der Miß Alice Rothschild wird auf 200 000 M. geschätzt. —

Literarisches.

n. Universalpillen. Gedichte von Krause-Malonnet. Leipzig, Verlag von Oswald Muhe. —

Im ersten Augenblicke weiß man nicht recht, was man aus dem Büchlein machen soll. Man freut sich über den frischen und derben Humor, der viele der Gedichte durchweht, und den kräftigen Spott, den der Verfasser zuweilen sehr glücklich an Menschen und gesellschaftlichen Einrichtungen anstellt; dann aber ärgert man sich wieder über die vielen Verstöße gegen die Form und Technik des Versbaues, die keine rechte Zufriedenheit mit dem Gebotenen aufkommen lassen. Schließlich sagt man sich jedoch, daß an so anspruchsvolle Kleinigkeiten kein allzu strenger Maßstab gelegt werden darf. Einzelnes ist auch in der Form ganz hübsch gelungen. Im allgemeinen aber hat man die Empfindung, daß der Verfasser mehr zu seinem eigenen Vergnügen als zu dem anderer Leute schaffen wollte. —

Theater.

— Im Belle-Alliance-Theater wurde am Sonntag Nachmittag Schiller's „Jungfrau von Orleans“ vor einem äußerst zahlreichen Publikum gegeben, das die ersten Bemühungen der Regie und der Darsteller, dem schwierigen Stück gerecht zu werden, mit reichem Beifall belohnte. Die Hauptrolle lag in der Hand von Martha Frey; Herr Lück gab den Talbot. —

Physiologisches.

— Ueber den Einfluß des Zuckergenusses auf die Leistungsfähigkeit der Muskulatur schreibt Dr. K. Arnold in der Zeitschrift des deutsch-österreichischen Alpenvereins folgendes:

In Alpinistenkreisen ist hinlänglich bekannt, daß sich bei anstrengenden Hochtouren ein vermehrtes Bedürfnis zum Genuße süßer Nahrungs- und Genußmittel einstellt, und viele Touristen, die zu Hause keine Bonbons anrühren, verzehren solche auf Hochtouren in großer Menge. Häufig kann man beobachten, wie gern Führer übriggebliebenen Zucker unterwegs verzehren. Dieser Genuß von Zuckersüßigkeiten (zu denen aber das Saccharin nicht gehört, da es den menschlichen Organismus, ohne eine Veränderung zu erleiden, passirt) ist häufig ein instinktiver, da sich viele Menschen auch heute noch nicht der physiologischen, zuerst von Wislicenus und Fick bei einer Besteigung des Faulhorns festgestellten Thatsache bewußt sind, daß die Quelle unserer Kraft nicht in den dem Körper zugeführten Eiweißstoffen (Fleisch), sondern in den genossenen Kohlehydraten (Stärke, Zucker, Fett) zu suchen ist. Schumburg und Jung haben es auf Veranlassung des preussischen Kriegsministeriums unternommen, mittels eines von Mosso konstruirten Apparates zu prüfen, ob der Genuß kleiner Zuckermengen die ermüdeten Muskeln zu neuen Leistungen befähige. Um ein objektives Resultat zu erhalten, war der Versuchsperson die Bedeutung der Versuche völlig unbekannt. Sie erhielt an einem Tage eine süße Flüssigkeit zu trinken, welche 30 Gramm Zucker enthielt, am nächsten Tage aber eine solche, welche so viel Saccharin enthielt, daß durch den Geschmack beide Flüssigkeiten nicht unterschieden werden konnten. Wurde nun vor der Arbeit an dem Mosso'schen Apparat eine sehr große Muskelarbeit verrichtet, so konnte an den Tagen mit Zuckergenuss eine entschieden größere Arbeit geleistet werden als an den Tagen mit Saccharingenuss. Infolge der vorhergehenden starken Muskelthätigkeit ist das Blut sehr arm an Zucker geworden, und kann sich deshalb eine geringe Zuckermenge in erhöhter Arbeitsleistung geltend machen. —

Aus dem Pflanzenleben.

— **Gedörter Pflanzenschlaf.** Der Däne W. Johannsen hat experimentelle Untersuchungen darüber angestellt, ob es ein Mittel gäbe, die natürliche Ruhezeit des Pflanzenwachstums ohne Schaden für die Pflanze abzukürzen. Alle Pflanzen bedürfen, selbst unter den günstigsten klimatischen Bedingungen, eine Zeit der Ruhe, in der das Wachstum unterbrochen und die Lebensfähigkeit verlangsamt wird. In unseren Breiten ist der Winter die gegebene Jahreszeit für die Entwicklungspausen, in wärmeren Gegenden fällt dieselbe theils in die Regenzeit, theils in die Trockenzeit, theils in die Zeit größter Abkühlung oder wiederum gerade in die Zeit größter Hitze. Johannsen setzte eine Pflanze während ihrer Ruhezeit der Einwirkung eines Reizmittels aus, indem er die Wurzeln oder die Knospen 24 Stunden lang mit Aether- oder Chloroformdämpfen behandelte. Die Folge davon war, daß diese Pflanze ihren Wachsthumstrieb schneller wiedergewann als eine andere derselben Art, die sonst unter denselben Bedingungen gehalten wurde, aber nicht so behandelt worden war. Auch Knollen von Orchideen, die in einem stark geheizten Raume vollständig getrocknet waren, gelangten unter Einwirkung solcher Mittel schneller zur Vegetation als unter gewöhnlichen Verhältnissen. —

Geographisches.

— Das Klima der russischen Insel Sachalin bietet die abnorme Erscheinung, daß es auf den Abhängen der aus Zura-, Kreide- und Tertiärschichten gebildeten Berge, welche das Rückgrat der Insel bilden und sich bis auf 2200 Meter erheben, wärmer ist, als in der Ebene. Während an den tiefergelegenen Küstenstrichen Birken, Ahorne, Eschen, Fichten, Tannen und andere nordische Bäume undurchdringliche Wälder bilden, begegnet

man in dem höher gelegenen Innern der Insel Acalien, Hortensien, Bambusdickichten, Ilex crenata und anderen japanischen Pflanzen. Es scheint, daß die oberen Luftströmungen, welche diese Insel bestreichen, vorwiegend wärmer sind, als die tieferen, unmittelbar vom Meere kommenden, und daß sich so die Erscheinungen dieser verkehrten Welt erklären; denn eine andere Deutung, die Ableitung von der größeren Schwere der kalten Luft, die nach der Ebene abfließt, während sich darüber wärmere Schichten lagern sollen, dürfte keine genauere Prüfung vertragen. Auch der Vergleich mit den Nachtkräuten, die bei uns am meisten geschützte Thäler bedrohen, während die Höhen frei ausgeben, scheint nicht statthaft, um diese ungewöhnliche Pflanzenvertheilung zu erklären. —

Humoristisches.

— **Originelle Fopperei.** Im Jahre 1846 bestand in London ein literarischer Klub, dessen Wirth der Humorist Albert Smith war, und dem auch der langhaarige Verleger Langford als Mitglied angehörte. Als Langford in dem heißen Sommer 1846 sein Haar etwas kürzer geschnitten haben wollte, gerieth er an einen Haarläusler, der ihn fast kahl rasirte. „Himmel, Langford, wer hat Ihnen die Haare abgeschnitten?“ rief im Klub ein Freund nach dem andern, als man des Armen ansichtig wurde, und der entsetzte Langford entfloß schließlich nach Hause. Am nächsten Morgen brach er früher als sonst aus seiner Wohnung in der Vorstadt auf, um durch den Strand, Fleet Street nach Cheapside in seine Buchhandlung zu gehen. Da, als er den Strand hinabging, begegnete ihm ein Zug von Plakatträgern, mit dem Plakate: „Wer hat Langfords Haare abgeschnitten?“ Ebenso in Cheapside und ganz dasselbe abends auf dem Wege in den Klub. Dort berichtete Langford die Geschichte ganz verstört dem verduhten Smith, der ihn „erschüttert“ anhörte. Nach einigen Tagen, als die Plakate noch immer nicht verschwinden wollten, war Langford verzweifelt. Smith rieth ihm, er solle doch für kurze Zeit nach dem Festlande gehen, bis die Haare wieder gewachsen wären, empfahl ihm Chamounix, wo er ihm gleichzeitig eine Gefälligkeit besorgen könne und verfab ihn mit einem zu bestellenden Packet und mit Empfehlungen an Führer und Wirth. Langford reiste, aber als er an einem der nächsten Tage frohen Muthes den Montanvert bestieg, fand er an einem gigantischen Felsen die Frage: „Wer hat Langford's Haare geschnitten?“ Und diese Frage, die er alsbald im ganzen Thale in Chamounix überall fand, wo sie irgend angebracht werden konnte, und die, ohne es natürlich zu ahnen, er selbst in dem Packete mitgebracht hatte, trieb ihn wieder heimwärts. —

Vermischtes vom Tage.

— **Emil Rittershaus**, den die Nationalliberalen für einen Dichter hielten, der der übrigen Menschheit aber bekannter war als Generalvertreter verschiedener Versicherungs-Gesellschaften, ist gestorben. —

— **Gegen die „Schwestern“** Barrison haben die anderen Artisten eine Bewegung eingeleitet. Die Petition an das Ministerium soll bereits tausende von Unterschriften zählen. Sie, die Artisten, meinen, sie, die „Schwestern“ Barrison, träten die öffentliche Sittlichkeit mit Füßen. —

— **In Posen** hat die Warthe die niedriger gelegenen Straßen überflutet. Die Holzplöße an der Flussstraße stehen tief im Wasser. —

— **Im Seminargebäude** in Weimar entstand bei Vorführung physikalischer Experimente eine Explosion des Gasometers. Mehrere der Umstehenden wurden zum theil erheblich verletzt. —

— **Bayerische Sozialpolitik.** Nach dem „Münch. Boten“ beabsichtigt die bayerische Regierung eine Strafbestimmung gegen das schlechte Einschänken des Bieres einzuführen. —

— **In München** kommt in der heurigen Salvatorfaison infolge des schwebenden Salvatorfreites neben Salvator noch Narrenbier, Namenloses, K-Bier und — Salmutter zum Ausschank. —

— **In München** hat eine Kellnerin auf ihren früheren Geliebten geschossen und ihn verwundet. Hierauf kehrte sie den Revolver gegen sich und wurde sofort getödtet. —

— **Mailand.** Im Dorfe Arsie bei Feltré im Landbezirk Venedig ist nach dem Blatte „La Sera“ eine mysteriöse Krankheit ausgebrochen. Vier Tödtet gab es in wenigen Tagen. Die Kranken und Leichen zeigen sonderbare Flecken. Die Bevölkerung befindet sich in der höchsten Aufregung. —

— **Ende Februar** wurde von einem Bestindienfahrer bei den Azoren eine Bark aufgespült. In der Kajüte des Bracks fand man drei bis auf die Knochen abgemagerte Leichen. Ein Hund, der kein Pfund Fleisch mehr auf die Rippen hatte, lebte noch und kroch winselnd von einer der Leichen herunter. Aus den Schiffspapieren war zu ersehen, daß die Bark in einem Sturm zum Brack geworden war und dann 6 Wochen hilflos auf dem Meere umhertrieb, ohne ein Schiff zu treffen. —

— **Auf Spitzbergen** wird in diesem Jahre eine Poststation errichtet werden. —